Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie
Band: 18 (1904)

Artikel: Fritz Mauthners sensualistisch-positivistische "Kritik der Sprache"
Autor: Gloszner, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-761653

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

spiritu, cum Maria, imitantes eius exemplum, in Maria, sub eius potenti ac benigno patrocinio, pro Maria, ad eius honorem et gloria, ut ita fiant omnia quam perfectissime per Iesum, cum Iesu, in Iesu et pro Iesu, eius Filio divino.

Ne vero nimis longus sim, concludat, qua cl. Auctor opus incepit, Leonis Papae XIII ad Beatam Virginem Mariam Precatio:

Auri dulce melos, dicere, Mater, Ave.
Dicere dulce melos, o pia Mater, Ave.
Tu mihi deliciae, spes bona, castus amor;
Rebus in adversis Tu mihi praesidium.
Si mens sollicitis icta cupidinibus,
Tristitiae es luctus anxia sentit onus;
Si natum aerumnis videris usque premi,
Materno refove Virgo benigna, sinu.
Et cum instante aderit morte suprema dies,
Lumina fessa manu molliter ipsa tege,
Et fugientem animam Tu bona redde Deo.

„Nos cum prole pia benedicat Virgo Maria!"

FRITZ MAUTHNERS SENSUALISTISCH-POSITIVISTISCHE „KRITIK DER SPRACHE".[1]

Von Dr. M. GLOSZNER.

Wenn über den Tiefstand der Philosophie auch in unserem deutschen Vaterlande noch irgend ein Zweifel obwalten sollte, so wird er durch Erscheinungen von der Art der „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" von Fritz Mauthner völlig aufgehoben. Diese mit einem seltenen Aufwand von Scharfsinn und Witz geschriebenen Beiträge

[1] Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner. Dritter Band. Zur Grammatik und Logik. Stuttgart und Berlin 1902. Cotta Nachfolger.

beabsichtigen nichts mehr und nichts weniger als einen völligen Verzicht auf Wissenschaft, eine gänzliche Vernichtung der Logik und die Zurückführung alles Denkens und Sprechens auf sinnliches Gedächtnis und sinnliche Empfindungen. Mit den Mitteln der Logik wird die Logik umgestürzt, in sinnvoller Sprache der Sprache jeder Sinn geraubt; was bisher als Wahrheit galt, als Wortschwall, was als groß und verehrungswürdig, als pedantisch und phantastisch hingestellt. Die Götter, die Fritz Mauthner auf die leeren Piedestale stellt, heißen Locke, Hume, Mill, Darwin; kurz, es ist der nackteste und zugleich anmaßendste (um nicht noch schärfere Bezeichnungen zu gebrauchen) Positivismus, dem Fritz M. Eingang in die deutsche Philosophie zu verschaffen sucht.

Sprechen und Denken fallen unserem positivistischen Kritiker zusammen. Daher kann folgende Stelle als charakteristisch für das Resultat seiner Kritik der Sprache betrachtet werden. „Die ganze Arbeit unserer Sprachkritik hat uns . . . darüber aufgeklärt, daß die vielbewunderte Syntax unserer Sprache nichts ist als eine bequeme Hilfe, die Seelensituation des Redenden dem Hörenden zu suggerieren, daß dieselbe Suggestion mit etwas mehr Gehirnarbeit (nach M. ist es also das Gehirn, das denkt, was schon nicht mehr positivistisch, sondern materialistisch, also nach M.s eigenem Urteil „dumm“ klingt) auch ohne jede Syntax erfolgt, daß die alte Einteilung des Sprachschatzes in die Kategorien des Nomens, des Verbums, des Adjektivs usw. ebenfalls nur zurückzuführen sei auf eine rein geistige, das heißt (!) falsche, in der Wirklichkeit nicht vorhandene Unterscheidung der Sinneseindrücke nach ihrer Bedeutung für den Menschen, daß also alle Künste des Sprachbaues nie und nimmer etwas anderes bieten können als eine schwache Rückerinnerung an Sinneseindrücke,[1] welche der sprechende oder hörende Mensch erfahren hat.“ (S. 244.)

Im ersten Abschnitt behandelt unser sprachkritische Misologe „Sprache und Grammatik“ (S. 1—264). Zunächst wird auf die Unbestimmtheit des grammatischen Sinnes hingewiesen. Die Sprache gleite über logischen Unsinn mit einer gewissen Ruhe hinweg, z. B. in dem Satze: „Der Kreis ist eckig“ (S. 3). Wie kann aber, frage ich, logischer

[1] Von mir unterstrichen.

Unsinn vom logischen Sinn unterschieden werden, wenn Logik und Grammatik eins und dasselbe sind? Offenbar nur durch eine Logik, die von Grammatik, durch Denken, das vom Sprechen verschieden ist. „Hätte Aristoteles chinesisch oder dakotaisch gesprochen, so hätte er zu einer ganz anderen Logik gelangen müssen“ (S. 4). Es scheine keine Frage zu sein, daß Arist., der Meister aller Logiker, die Kategorien aus den Redeteilen geschöpft habe (ebd.). Diese von Trendelenburg aufgestellte Ansicht ist von Brentano (Über die mannigfache Bedeutung des Seienden) gründlich widerlegt worden. Wäre die Logik des Chinesen eine andere als die des Griechen usw., so wäre er auch nicht imstande, unsere geometrischen Beweise z. B. in seiner Sprache auszudrücken. Mit der Gleichung: so viele Sprachen, so viele Logiken ist es also nichts! Wie wäre aber auch nur ein Verständnis zwischen Gelehrten der verschiedensten Nationen, die sich der verschiedensten Sprachformen (im Sinne W. v. Humboldts) bedienen, in einsilbigen, agglutinierenden, flektierenden (semitischen, indogermanischen) Sprachen reden und schreiben, in wissenschaftlichen Fragen, insbesondere logischen, mathematischen, selbst metaphysischen möglich, von einer Verständigung ganz abgesehen?

Plump und veraltet sei der Unterschied von Eigenschaft und Tätigkeit. Die Naturwissenschaft führe die Eigenschaft auf Bewegung, d. h. Tätigkeit (?) zurück. Statt der Baum ist grün, müßte man streng genommen sagen: der Baum grünt mich (S. 5). Wie kann er aber mich grünen (mir dauernd grün erscheinen), wenn in ihm nicht eine Beschaffenheit ist (von welcher Art wie immer), kraft welcher er „mich grünt“? Ich fürchte indes, daß die „Naturwissenschaft“ mitsamt F. Mauthner uns „blaut“ oder anblaut, indem sie nur Bewegungen gelten läßt und die Subjektivität der sensiblen Qualitäten behauptet.

Als Vorgänger seiner Lehre nennt M. Kant und Locke. In der „Entdeckuug“ Kants, der die Formen der Erkenntnis dem Dinge an sich absprach und dem Intellekt zuwies, liege eine Ahnung seiner (M.s) Lehre, mit Locke aber nehme er (Fritz M.) an, die Gesamtheit aller Sinneseindrücke, die wir von einem und demselben Dinge als seiner Ursache herleiten, werde sprachlich mit einem substantivischen Worte bezeichnet (S. 7): wobei im selben Atem doch das Substantiv, die Substanz im „Dinge“ wiederkehrt.

Fritz M. wird freilich sagen, daß auch er sich dem Truge der Sprache nicht entziehen könne. Aber warum schweigt er dann nicht?

„Wir wissen (d. h. F. M., der, wie wir noch deutlicher erfahren werden, dem äußersten Skeptizismus huldigt, weiß es), daß es der Sprache wesentlich ist, unbestimmt und nebelhaft zu sein.“ (S. 14.) Der Beweis (M. beweist, obgleich er — wieder beweisend — der Ansicht huldigt, daß alles Beweisen Tautologie ist) wird am Beispiel des Genetivs geführt, sowie an Sätzen, wie: der Baum ist grün und er grünt: als ob nicht mit dem ersten Satz ein Sein, mit dem zweiten ein Werden gemeint wäre. M. will damit insinuieren, daß sich die Sprache schließlich auch das: „der Baum grünt mich“ gefallen lassen könnte. Da es in Wahrheit ich bin, „den der Baum grünt“, wird der allgemeine Satz aufgestellt, daß der „sprechende Mensch das gemeinsame Objekt aller intransitiven Verba“ sei (S. 19).

Das dritte Geschlecht, das Neutrum, ist „eine der abgeschmacktesten und albernsten Erfindungen des Sprachgeistes“ (S. 30). Wie kann M., der nur Sensationen kennt, von einem Geiste reden? Diese Redeweise steht einem W. v. Humboldt, nicht dem Positivisten M. zu. Positivistisch lautet die Behauptung, es sei im Gedanken vollkommen gleich, ob ich sage: „der Mensch ist sterblich“ oder „die Menschen sind sterblich“. (S. 32.) Der Positivist kennt eben nur Individuen und löst selbst diese, wie sich zeigen wird, in Sensationen auf.

Die Ausbildung der grammatischen Kategorien ist ein Werk des Zufalls (S. 37). Wie kommt es dann, daß alle Sprachen im wesentlichen dieselben Kategorien ausbilden; denn auch z. B. im Chinesischen funktioniert dasselbe Wort stets durch Stellung und Zusammenhang bestimmt bald als Substantiv, bald als Verbum usw. (vgl. die große Grammatik von der Gabelentz')?

„Mit dem Mute zu irren“ legt M. den Sprachphilosophen die Frage vor: Wie wenn nicht die Substantive durch die Kasusbezeichnungen näher bestimmt wurden, sondern die Kasusendungen durch die Substantive? (S. 53.) Warum nicht? Der Positivist führt ja die Sprache und das Denken auf ein Hinweisen: da, dort, auf sinnliche Eindrücke zurück, freilich ohne zu bedenken, was er merkwürdigerweise sonst selbst hervorhebt, daß der Sinneneindruck, wie das Individuum, untersprachlich ist, Sprache aber erst da beginnt,

wo der Laut sich mit einer allgemeinen Vorstellung verbindet. Freilich wird sich uns zeigen, daß der Positivist dieses Mittelglied zwischen Sinneseindruck und Laut eliminiert.

Der Grundgedanke der Kritik wird bis zum Überdrusse wiederholt: „Der Sprachkritiker wenigstens hat gelernt, daß in dem artikulierten Worte der Lautsprache niemals etwas anderes liegt als die Erinnerung an Sinneseindrücke“ (S. 58 f.).

Eine Bestätigung der Sprachkritik sieht M. in der neuesten Entwicklung der „Wortkunst“ in Drama und Roman, die auf Handlung und Typen verzichten und nur Individuen und Stimmungen kennen (S. 61 f.).

Vermessen ist die Abstraktion, unverschämt die Regel, die mehr sein will als die Einzelfälle, auf welche sie sich ordnend bezieht (S. 71). Auch hier wieder der „lachende“[1] Widerspruch, der dem Sprachkritiker im Nacken sitzt; denn ist die Regel ordnend, dann steht sie über den Einzelfällen und beherrscht sie.

Wer Sprache und Denken zusammenwirft, kommt von selbst zu der Auffassung, daß die wahre Kopula aller Urteile und Sätze nicht das Wort „sein“, sondern das Hilfszeitwort „heißen“ sei (S. 77).

Gelegentlich erfahren wir, daß die Wissenschaft von der Unfreiheit des Willens überzeugt sei trotz unserer „Unfähigkeit, ohne den Schein der Freiheit zu handeln“ (a. a. O.).

Kraft ist ein mythologischer Begriff: „Solange kein Gelehrter weiß, was Kraft ist, so lange steckt die Mythologie im Transitiven“ (S. 82).

Die Sprache (d. i. nach M. das Denken) kann weder an das Wirkliche noch an das Mögliche heran, und „so weiß der ehrliche Prophet der großen Sprachrevolution (d. h. F. M.) nicht, was nach der Zertrümmerung kommen wird, wofür er dann auch nach Gebühr von allen lächernden Eseln ausgelacht zu werden verdient“ (S. 83). Der Mann ist ebenso bescheiden als aufrichtig!

Nach dem Verbum (Tätigkeit) wird das Substantivum (Ding, Substanz) abgetan. „Unsere ganze Sprache“ ist „ein luftiges Nest von Abstraktionen“ (S. 85), d. h. von Wort-

[1] Der Ausdruck enthält eine Lieblingswendung unseres Misologen.

schällen, wie der äußerste Nominalismus des Vf.s annimmt (s. Schluß des III. Bandes).

Die Unbestimmtheit der Eigennamen dient als weiterer Beleg für die Ohnmacht der Sprache; der wahre Grund aber liegt darin, daß die Sprache eben nur Gedanken, nicht sinnliche Vorstellungen zu bezeichnen vermag.

Die Reihe kommt nun an das Adjektiv. Aristoteles habe es noch nicht gekannt (S. 94). Aber er kannte doch die Qualität und nahm überdies die Objektivität der sensiblen Qualitäten an, die M. mit den modernen Idealisten unter Berufung auf angebliche Beweise der Naturforschung verwirft. Ihm gilt als ausgemacht, daß „nichts auf der Welt weiß wäre, gäbe es keine Augen“ (S. 96). Über das Ballspiel, das die moderne Wissenschaft mit diesen Qualitäten treibt, haben wir uns zur Genüge an verschiedenen Orten ausgesprochen.

Die Subjektivität der Werturteile, wie wenn wir ein Gesicht schön nennen, soll von Hobbes und Locke gründlich dargetan worden sein (S. 97 f.). Wie sollten aber auch die Begriffe gut und schön, die real mit dem Begriffe des Seins sich decken, zu dem sie transzendentale Beziehungen hinzufügen (F. M. wird sich bei Nennung dieses Begriffes entsetzen), wie sollten sie auf Objektivität Anspruch erheben dürfen, da unserem Sprachkritiker der Begriff Sein selbst ein flatus vocis ist?

Wie für Locke und entschiedener für Hume ist für M. der Apfel eine Gruppe von Adjektiven, aus denen sich seine Körperlichkeit aufbaut (S. 99), d. h. im Sinne M.s ein Laut, der an gewisse sinnliche Vorstellungen erinnert, nichts weiter!

Zuweilen bricht unwillkürlich ein Lichtblick durch das Dunkel M.scher Sprachkritik. Er erfährt aus seiner kritischen Logik (wobei er sich täuscht), daß nicht der Gedanke durch das Wort deutlich gemacht wird, sondern das immer schwankende Wort durch den mitunter klaren Gedanken (S. 124). Wie ist dies möglich, wenn Denken gleich Sprechen ist? Nebenbei sei bemerkt, daß in dem Satze: Er kann erst morgen kommen, keine Umkehrung des Sprachgebrauchs liegt (a. a. O.), da erst hier soviel als frühestens bedeutet.

„Die Zahl ist in der Natur nicht zu finden.“ (S. 133.) Die zählende Zahl gewiß nicht, wohl aber sozusagen die

„gezählte". Die diskrete Größe ist sogar dem Sinne wahrnehmbar, weshalb Aristoteles mit Recht die Zahl unter den gemeinsamen Sinnesobjekten aufführt. Es ist daher ein Mangel an Unterscheidung, wenn M. fragt: „Wenn in meinem Garten zehn Birnbäume stehen, so frage ich: Wo in aller Welt kann die Zahl zehn stecken als in meinem Kopfe?" M. scheint hier, wie in anderen Fällen, z. B. dem der Negation, unbewußt von der Ansicht beeinflußt zu sein, die Objektivität unserer Vorstellungen und Begriffe sei im formellen Sinne zu nehmen, so etwa wie Hegel dem Begriff, dem Urteil und Schluß formelle Objektivität zuschreibt. Wie es sich in dieser Hinsicht mit M. verhält, werden wir später sehen. Die abstrakte Zahl ist freilich nur im abstrahierenden Verstande. Aber auch die seltsame Bemerkung, es seien die mathematischen Operationen des Addierens, Subtrahierens und Multiplizierens nicht eigentlich (!) aus der Natur genommen, weisen auf das angegebene Mißverständnis hin. (S. 153.)

Rechnen ist keine Entdeckung, sondern eine Erfindung (a. a. O.). Also ist wohl auch die Zahl eine Erfindung? Dem Misologen zufolge sind die Redeteile überhaupt Erfindungen; denn er äußert sich dahin: „Wenn die alte Kategorientafel, die sich seit Aristoteles bis auf unsere Tage weitergeschleppt hat, eine tiefere Bedeutung hätte, so müßte man die ihr entsprechenden Redeteile ebenfalls Entdeckungen der Menschen nennen, was für mein (!) Sprachgefühl etwas unsäglich Lächerliches hätte" (a. a. O. f.). Die Sprache ist Äußerung der Vernunft, welche die Begriffe Substanz, Eigenschaft, Größe abstrahiert, die dann die Sprache in ihrer Weise verwendet. Die Redeteile sind also weder entdeckt, wie Amerika, noch erfunden, wie das Schießpulver.

Für M. ist Phantasie und Theorie dasselbe. Der Differenzialbegriff leiste uns den Dienst, ein Korrelat zum Bewegungsbegriff zu schaffen, nur metaphorisch, darum (welche Logik!) durfte er (Mauthner) Phantasie und Theorie gleichsetzen (S. 161 f.). Die Fiktion des Unendlichkleinen dient der Theorie, macht aber diese deshalb nicht zur Phantasie.[1]

---

[1] Ebensowenig als der Gebrauch der Denkformen zur Erkenntnis des Wirklichen dieses zu einer objektiven Logik macht.

Gravitation und Affinität sind Namen, von denen niemand weiß, ob sie Gottheiten, Kräfte oder x bezeichnen (S. 163).

Was die Einführung der Differentialrechnung Neues brachte, sei nur die Vorstellung von einer mythologischen Ursache, der Gravitation. „Wir wollen uns merken, warum das wohl so kommen mußte: weil es in der Natur nicht Zahlen gibt, sondern höchstens Zahlenverhältnisse, weil diese Verhältnisse uns nur in Zahlen erkennbar sind, und weil das Differential der fast übermenschliche Versuch ist, die Verhältnisse selbst und unmittelbar und ohne Zahl zu überblicken" (S. 164). Wie kann es aber, frage ich, Zahlenverhältnisse ohne Zahlen geben? Die Sache liegt einfach so, daß das Differential ein Mittel ist, das Kontinuum auf die diskrete Größe zurückzuführen, was schon von der Exhaustionsmethode der Alten gilt. Die Vergleichung des Differentials mit dem Atom kann daher nur zu dem Schlusse führen, daß das Atom ebenso eine Fiktion ist wie das Unendlichkleine, nur mit dem Unterschiede, daß es als reales Konstitutiv des Körpers sich aufspielt, während das Differential in der Auffassung eines Leibniz als methodische Fiktion betrachtet wird.[1]

Übrigens bemerkt M. richtig zu Fechners Satz: „Das Zahlensystem der Natur hat nur eine Ziffer, das Atom, und reicht damit zu den Rechnungen des Alls": „Als Ziffer angesehen ist das Atom die Differentialänderung. Dieser Begriff ist nur auf kontinuierliche Größen anwendbar, und die Atome sind entweder voneinander getrennt oder sie sind keine Atome." (S. 169.)

Wir vernahmen oben, in der Natur könnten höchstens Zahlenverhältnisse sein: nun hören wir, daß in der Natur Verhältnisse nicht sein können, da sie nur durch Vergleichung entstehen (a. a. O.). Also wird auch das Kausalverhältnis der Natur nicht zukommen, was ja der Anschauungsweise des Nachtreters Humes vollkommen entspricht.

Über die Anwendung der Mathematik auf Logik bemerkt M., sie scheine gerade in ihrer bewundernswerten Ehrlichkeit und Konsequenz den Sturz der modernen mathematischen Mystik vorzubereiten (S. 185). Eine solche

[1] Eine Fiktion sind freilich auch die Monaden, dieser Reflex des Unendlichkleinen ins Gebiet des Wirklichen.

Anwendung kann allerdings nur und dies in beschränktem Maße zur Veranschaulichung für Anfänger dienen; auf Metaphysik aber Mathematik anzuwenden, halten wir für ein ganz verfehltes Beginnen.

Die Bemerkungen gegen den Wert der Syntax beruhen auf der M. geläufigen, positivistischen Leugnung eines von den „hin- und herschießenden Assoziationen" verschiedenen Gedankenlaufes, resp. der Zurückführung dieses auf jene. M. gebraucht hier unter anderen ein Beispiel, das ihn von seiten seines Verhältnisses zu den „Pfaffen" charakterisiert. Er spricht nämlich vom Pfarrer, der Bilder von den Peinigungen erregt, mit denen gehörnte Teufel die Ungläubigen zwicken (S. 186 f.). Wir werden noch mehr Gelegenheit haben, ihn von dieser Seite zu sehen. Sogleich auf S. 195, wo uns das Beispiel begegnet: „Betrogene und Betrüger sind bedauernswert — Frömmler sind Betrogene und Betrüger."

Der Leugner der Freiheit findet keinen Geschmack am Entweder — Oder. In der Drohung: „Sei still oder ...!" lasse sich „oder" recht gut durch „ehe daß" ersetzen (S. 196). Meint M., durch solche Sprachkünste den logischen Gegensatz wegzuschaffen?

Wie zum Wesen der Sprache überhaupt, so gehört zum Wesen jeder syntaktischen Gewohnheit Unbestimmtheit, Anomalie und Nachlässigkeit (S. 199). Wer leugnet die Unvollkommenheit der Sprache, wer die syntaktischen „Gewohnheiten"? Wer kann aber auch den Wert der Syntax verkennen, der um so größer ist, je mehr (wie das in der griechischen Sprache der Fall ist) ihre Formen den Bewegungen des Gedankens sich anschmiegen?

M. will nach einer oberflächlichen Schätzung etwa zwanzigtausend Bücher gelesen haben (S. 201); eine staunenswerte Leistung: kein Wunder, daß ihm schließlich alles Wissen, Denken und Sprechen zur Druckerschwärze geworden, will sagen in Sinneseindrücke sich verwandelt hat.

Dem Sensualismus M.s, demzufolge alles Sprechen deiktisch ist, d. h. auf Individuelles deutet, erscheint das Subjekt als überflüssig (S. 205). Im Grunde ist das Ich das einzige Subjekt jedes Satzes. „Hat der Eichbaum eben jetzt mein Interesse, meine Aufmerksamkeit erregt, so besteht ja mein Ich zur selben Zeit fast aus gar nichts anderem als aus dem Sinneseindruck dieses Eichbaums." (S. 206.) Wer erkennt hier nicht den gelehrigen Schüler

Humes, der im Ich nur die rasche Abfolge sinnlicher Vorstellungen sieht? Die Annahme einer sprachlichen und logischen Ellipse, z. B. in der Aufforderung: „Ein Bier!“ seitens der Grammatiker, nennt M. eine Pedanterie: man solle nicht vergessen, daß die Sprache nicht der Grammatik wegen da sei (S. 208). Ist sie denn aber nicht zum Gedankenausdruck da? In M.s Auffassung wäre sie überhaupt unmöglich und unnütz: jenes, weil sie sinnliche Eindrücke nicht wiedergeben kann, dieses, weil ein Zeichen (ein sinnloser Laut) genügen würde, wie im Falle des Hundes, der ein Stück Fleisch anbellt, das er nicht erreichen kann. Die weitere Polemik gegen die „Ellipse“ ist ein Kampf gegen Windmühlen, da kein Grammatiker bestreitet, daß, wo gleichsam die Umstände reden, ein einziges Wort zum Verständnis genügen kann (S. 210).

An die äußerste phänomenalistische Konsequenz des Stirnerschen: „Der Einzige und sein Eigentum“ erinnert der Satz: „Das unaufhörliche Subjekt des menschlichen Denkens ist das Ich, und das Prädikat ist die Welt, welche das Ich wahrnimmt.“ (S. 214.) Als Ergebnis tritt auch hier der immer wiederholte Refrain, die Quintessenz M.scher Weisheit hervor: „All unser vielgerühmtes Denken oder (!) Sprechen ist nichts anderes als eine Besinnung auf unsere Sinneseindrücke und deren Erinnerungsbilder“ (a. a. O.).

Nicht vom Standpunkt der Angemessenheit zur Gedankenentwicklung, zur Erzeugung von Geisteskraft, mit W. v. Humboldt zu reden, wird M. dazu geführt, „den vielgerühmten Bau der menschlichen Sprache bewundern zu können“, sondern nur vom Standpunkt des Künstlers; nicht umsonst spreche man von einem Stil im Satzgefüge, und so wenig der einzelne imstande sei, sich selbständig und einsam von dem Kunstgefühl seiner Zeit und seines Volkes ganz loszulösen, so wenig sollen wir uns in der Wertschätzung der Sprachen, weil sie eine rein ästhetische sei, von dem Stilgefühl unserer eigenen Muttersprache völlig befreien können. (S. 224 f.)

Von diesem einseitig subjektiven Standpunkt betrachtet wäre es Modesache, ob man irgendeinem wohllautenden Südseedialekt den Vorzug einräumen würde, oder jener Sprache, die durch ihren wundervollen allen Bewegungen des Gedankens und Gefühls sich anschmiegenden Bau den unsterblichen Schöpfungen eines Homer und Platon die Bahn ebnete.

Damit wir es nicht vergessen, wird uns neuerdings eingeschärft, daß die Sprachlaute nicht bloß in einer Urzeit, sondern auch die entwickelte Sprache nur eine hinweisende, deiktische Bedeutung habe. (S. 225.)

Der Sensualismus gestaltet sich folgerichtig auf praktischem Gebiete zum Hedonismus. „Alle hohen Taten der Vaterlandsliebe hängen mit diesem Gefühl (der Lust, Wollust) im Gebrauche der Muttersprache zusammen.“ (S. 229.)

Auch der Begriff der Apperzeption darf nicht fehlen; doch könne man sie höchstens definieren als „Anwendung des persönlichen Wortschatzes auf ein sich der Wahrnehmung aufdrängendes Ding“. (S. 230.) In dem Rufe: Napoleon gefangen! decke sich zufällig das psychologische Subjekt mit dem grammatischen. (Ebd.) Wir vernahmen aber oben, eigentliches Subjekt aller Sätze sei das Ich; der Sinn jenes Rufes wäre also: meine Vorstellung von Napoleon ... wie? ist gefangen? oder: Ich stelle mir in diesem Augenblick Napoleon als gefangen vor; oder: ich verbinde die beiden Vorstellungen: Napoleon und gefangen. Das wäre also Sprachkritik! Vielmehr enthalten jene Worte ein Urteil, das vom Gedanken auf Grund objektiver Daten und nicht erst von der Sprache vollzogen wird. Das Verhältnis ist gerade umgekehrt: jener Ruf bezeichnet nur die Vorstellungen, die der Gedanke urteilend sozusagen in objektive Realität umsetzt. M. wird einwenden, Sprechen und Denken fallen zusammen. Wir wissen aber, daß ihm Sprechen in den puren Laut, Denken in Sensationen sich auflöst.

„Niemals können zwei Menschen einander vollkommen verstehen.“ (S. 241.) Vom Standpunkt M.s müßte man sagen, sie könnten sich überhaupt nicht verstehen, da sich Sensationen, sinnliche Erinnerungen nicht übertragen lassen. Wie soll sich aber auch eine „Gemeinsamkeit der Seelensituation“ mit rein sinnlichen Mitteln — Sensationen und Wortschall — herstellen lassen?

Den Gipfel seiner Untersuchung bildet die Einsicht, daß die menschliche Sprache (sic) ungeeignet sei, in ihren diskursiven Schlüssen zu neuen Erkenntnissen zu führen, daß die menschliche Sprache nicht einmal weiter reiche als die Erfahrung des Hörenden gehe. (S. 245.) Was M. hier von der Sprache sagt, behauptet die neuere Philosophie in ihren beiden Richtungen von Descartes bis Hegel

und von Locke (resp. Bacon) bis J. St. Mill vom Denken. Es ist also durchaus nichts Neues. Den Grund haben wir längst schon aufgezeigt. Er liegt in der Verkennung der wahren Natur der menschlichen Vernunft, in dem Vorurteil, nur Anschauung, Erfahrung sichere gegen Irrtum und gewähre reales Erkennen. Der Erfolg bewies freilich das Gegenteil, indem man dem äußersten Idealismus, Skeptizismus und Phänomenalismus verfiel. Demselben Schicksal verfällt M., der mit der „Wahrheit“ schließt, daß uns die logischen, die grammatischen und schließlich auch die psychologischen Begriffe von der Sprache suggeriert worden seien. Diese Einsicht könne man die Metaphysik der Sprachkritik nennen. (S. 245 f.) M. hat keine Ahnung von dem Nonsens, der in der Behauptung liegt, die Sprache suggeriere nicht nur grammatische, sondern auch logische und psychologische Begriffe. Als Ausdruck der Vernunft enthält freilich die Sprache die Resultate eines primitiven Denkens, das die Wissenschaft berichtigt und vervollkommnet. Wie aber Laut und sinnliche Vorstellung (worauf sich alles Sprechen und Denken nach M. reduziert) Begriffe suggerieren können, bleibt das Geheimnis der „Sprachkritik“.

M.s Auffassung der Sprache erklärt seine hohe Meinung von der Hundeanschauung. „Es bleibe dahingestellt,“ bemerkt er (S. 253), „ob eine bis ins kleinste und letzte gehende Hundeanschauung von der Welt, ob der Cynismus[1] nicht vorurteilsloser, philosophischer, spinozistischer wäre als die menschliche Weltanschauung, welche den Zweckbegriff und weiterhin den Kausalitätsbegriff in die Welt hineingetragen hat.“ Ist denn aber, frage ich, M.s „Philosophie“, seine Ansicht von der Sprache, überhaupt seine Weltanschauung eine andere als die des Hundes, dessen Sprache sich genau aus Sensationen und Gebell zusammensetzt, der keinen Zweck und keine Ursache in die Welt hineinträgt, da all sein Erkennen in Assoziationen aufgeht?

Der Abschnitt: Sprache und Grammatik schließt mit den Worten: „Es gibt keine Philosophie, es gibt nur Philosophien. Es gibt keine Grammatik, es gibt nur Grammatiken. Es gibt keine Logik, es gibt nur Logiken.“ (S. 261 f.)

---

[1] Es wäre offenbares Unrecht, wenn man an die Cyniker denken wollte, deren philosophische Ansichten turmhoch über den M.schen stehen.

Er hätte hinzufügen sollen: es gibt keine Wahrheit, es gibt nur Meinungen. Wahr ist, was jedem scheint. Das unausrottbare Gezücht der Sophisten, Skeptiker ist allein im Recht. Wir werden sehen, wie M. zu dem schließlichen Eingeständnis gelangt, die höchste Weisheit wäre Schweigen — nicht das anbetender Andacht, sondern die Stummheit des Tieres.

Den zweiten, übrigens ganz überflüssigen Abschnitt (S. 265—651): Sprache und Logik leiten unter anderem die Worte ein: „Ich möchte behaupten, daß die berühmten Denkfehler, die Sophismen und Paralogismen, niemals von Nichtlogikern begangen worden wären.“ (S. 265.) M. wird also wohl zu den Logikern gerechnet werden müssen!

Der Satz vom Widerspruch besagt womöglich (!) noch weniger als eine Tautologie. (S. 273.) Denknotwendigkeit ist psychologische Tätigkeit, Anwendung einer angewöhnten Klassifikation. (S. 275.)

Der Schluß nach Barbara ist Hanswursterei. „Jeder Käse ist a Kas, Chestercheese ist ein Käse, also ist Chestercheese ein Kas.“ (So wörtlich S. 276.) Wie geschmackvoll, wie würdig einer wissenschaftlichen Erörterung! Wie logisch ist dieser „musterhafte Schluß nach der Figur Barbara“! Wo ist da der Hanswurst?

Die Schwierigkeiten der Begriffe: Einheit, Einzelding in der Anwendung auf materielle Wesen werden von M. mißbraucht, um sie als hohle Worte hinzustellen. Sie hat ihren Grund in der Unvollkommenheit der Individuation der Körper, deren Einheit um so lockerer ist, je mehr das Stoffliche in ihnen die Form überwiegt.[1] (S. 278 ff.)

Verworfen wird der Begriff der Abstraktion; der abstrakte Begriff „Baum“ sei etwas völlig Leeres. (S. 281.) Wie nahe sich Positivismus und absoluter Idealismus berühren, zeigt die Behandlung des Widerspruchsprinzips, dessen Geltung durch die Leugnung aller festen Begriffe in Frage kommt. Wir erinnern an die Behandlung des Kausalitätsprinzips durch J. St. Mill, die ebenfalls mit dem obersten Grundsatz alles Denkens unvereinbar ist.

---

[1] Vgl. unsere Artikel über das Prinzip der Individuation in den ersten Jahrgängen dieses Jahrbuches, die auch in Buchausgabe erschienen sind.

Der Pantheismus führt, logisch betrachtet, alles auf den Begriffsinhalt (schließlich den des Seins), der Positivismus auf den Begriffsumfang zurück. Wir glauben dies in unserer Schrift über den Cusaner und Nizolius an zwei Beispielen nachgewiesen zu haben. Der Positivist M. folgt den Spuren des Nizolius: „Der Begriff oder (!) das Wort ist nämlich psychologisch aus dem Begriffsumfang entstanden.“ (S. 285.)

Wie sich von selbst versteht, ist für F. M. die Scholastik tot, aber auch die „alte Logik“ wird nach jahrhundertelangem Kampfe „dorthin gehen müssen, wohin das vermeintliche scholastische Wissen und die tote Sprache des scholastischen Wissens gegangen sind“. (S. 287.) Auch ich bin der Ansicht, daß, nachdem das allein logische „scholastische Wissen“ als Plunder erklärt worden ist, auch die Logik in die Rumpelkammer zu werfen ist. Ich glaubte aber, Fritz M. habe diese Arbeit bereits besorgt. Also hat er die alte Logik noch nicht ganz totgeschlagen! Sie wird wohl noch mehr solche Sprachkritiken überleben.

Ein richtiger Gedanke dämmert im Gehirn des Kritikers: daß nämlich das Einzelding mit der Sprache noch gar nichts zu tun habe. (S. 288.) In der Tat ist das Einzelding untersprachlich. Die Sprache vermag nur allgemeines auszudrücken. Um also die Sprache richtig zu beurteilen, muß man das Wesen der Abstraktion verstehen, die M. gründlich mißversteht. Er hat den „Verdacht, daß sämtliche durch Abstraktion entstandenen Begriffe künstlich, mythologisch, unbrauchbar sind.“ (S. 290.) Dahin zählt M. die Begriffe: Substanz, Sein, Denken, Wollen. Daß auf transzendentale Begriffe wie Sein, Güte usw. der Satz keine Anwendung finde, Inhalt und Umfang ständen im umgekehrten Verhältnis, wird sich dem Misologen kaum begreiflich machen lassen. Das besagte Verhältnis besteht nämlich nur zwischen Gattungs- und Artbegriffen. „Sein“ sagen wir im verschiedenen, wenn auch immer analogischen Sinne aus; daher wir auch mit Recht den Begriff eines vollkommenen Seins bilden, das Fülle der Realität, also inhaltsvollstes Sein ist, ein Begriff, dem wir allerdings nur mit Hilfe des Kausalitätsprinzips Objektivität vindizieren können. Dagegen versichert uns M.: „Der Inhalt von Begriffen wie »Etwas«, »Substanz«, »Sein« usw. ist gleich Null. (S. 293.)

Zu schwindelnder Höhe erhebt sich der „Cynismus“

des Misologen in folgendem Urteil über die größten Denker, über Platon und Aristoteles. „Platt und kindisch hat einst Platon in den Begriffen die Ursache der wirklichen Dinge zu finden geglaubt, hat diese zeugenden Ursachen die Ideen genannt und dafür großen Zulauf gehabt. Aristoteles war klug und prosaisch genug, das Mythologische in diesen derben und zeugungsfrohen Ideen zu durchschauen . . ., aber als er ein abstraktes Wort dafür setzte und so für die Essentien und Wesenheiten den Anhieb tat, nahm er den platonischen Gottheiten ihre Schönheit, nicht ihre Dummheit.“ (S. 295.)

Wie köstlich der Bewunderer Darwins sich selbst persiffliert, zeigt die Bemerkung, „daß der Streit um den Artbegriff, um den Darwinismus, eben nur ein Begriffsstreit, d. h. ein Wortstreit ist“. Gleichwohl ist die Hypothese Darwins eine schöne und kühne Hypothese, denn sie ist „die Bestätigung unserer Lehre, daß Begriffe . . . oder Worte nebelhaft, schwebend, undefinierbar sind.“ (S. 296 f.) Gleich schmeichelhaft für Darwin und für Mauthner!

„Die Sprache hat keine festen Begriffe, hat keine objektiven Definitionen; jede Definition ist subjektiv.“ „Der Begriff gehört der Psychologie allein an.“ (S. 303.) „In der Logik ist das Wort frech geworden, wie in der Ästhetik und Ethik.“ Zwar habe, was die Definition betrifft, schon der große Duns (gelegentlich erinnert uns M., daß später der Name [dunce] einen Dummkopf bedeutete) behauptet, unter allen Definitionen müsse eine die richtige, die wesenhafte sein: was aber das Wesen der Dinge sei, wüßten wir nicht! (S. 306 f.) Also wohl auch nichts von wesentlichen Unterschieden der Dinge, von Unterschieden zwischen Mensch und Tier? Die Schranken unserer Wesenserkenntnis hat indes die Logik immer anerkannt und betont, daß wir vielfach uns mit einem proprium (*ἴδιον* des Aristoteles) statt der spezifischen Differenz begnügen müssen. Für M. ist Definition immer nur Worterklärung, im Grunde leere, langweilige Tautologie.

Grauenhaft nennt der Misologe selbst das Ergebnis seiner kritischen Betrachtung der Logik. Wie die Begriffe nebelhalt seien, wie die Menschen einander niemals auf die Wirklichkeit hin sich verstehen können, so sei auch in einem und demselben Gehirn die Rede oder (!) der Gedankengang gleich einem Nebelbild. (S. 311).

Die Fähigkeit des Urteilens, angeblich des Urphänomens des Denkens, schreibt M. auch den niedersten Tieren zu, indem er die unmittelbare Perzeption von Wirklichem in der sinnlichen Wahrnehmung mit der Denkfunktion des Urteils verwechselt. (S. 315.) Dafür aber spricht er dem Urteil jede „Gewalt“ über die Wahrheit ab. „Das Urteil über die Wahrheit ist eine unerreichbare Sehnsucht, ein Phantom wie der Gott im Himmel“ (sic!).

Jeder Satz ist im Grunde tautologisch. „Genau betrachtet gehören diese Eigenschaften (z. B. in den Sätzen: Wasser ist flüssig, Wasser ist durchsichtig) doch immer schon zum Begriff und zur Anschauung.“ (S. 326.) Wer verkennt den Sensualisten, dem der Begriff nur eine Summe von Sensationen ist? Die verschiedenen Sätze bedeuten demnach nichts als einen Wechsel der Aufmerksamkeit.

Bezeichnend aber nicht verwunderlich ist M.s Sympathie für den Mechanismus der „Apperzeption“ im Sinne Herbarts und Steinthals. „Ich scheue nicht vor den Konsequenzen des Gedankens zurück, daß Apperzeption nur eine Bewegung zwischen Vorstellungen oder Begriffen, daß sie also etwas Ähnliches sei wie Gravitation. Es ist mir sogar verführerisch, zwischen den großen, anerkannten mechanischen Grundsätzen der sogenannten Materie[1] und dem Hauptelement des Geisteslebens, eben der Apperzeption, ein Analogon zu finden.“ (S. 336.) Trotzdem will der Positivist M. nicht Materialist sein. Und doch ist Positivismus Materialismus in idealistischer (d. h. phänomenalistischer) Maskierung! Unwillkürlich tritt das zutage, wenn sofort von der Apperzeption gesagt wird, sie sei an sich gewiß eine Bewegung, nur nicht die von Vorstellungen. (S. 337.)

„Unsere Urteile oder Sätze sind nicht aus Begriffen hervorgegangene höhere Gestaltungen, sie sind vielmehr ein Rückschritt zu den Sinneseindrücken.“[1] (S. 343.)

Nach der Logik des gesunden Verstandes zeichnet sich das Urteil — und hierin unterscheidet sich dieser Denkakt und das durch ihn gesetzte Denkprodukt von der problematisch hingestellten propositio — gerade durch die Beziehung zum Seienden, zur Wahrheit aus. Wer urteilt,

[1] Im Grunde nach M.'s Endresultat leeren Wortschällen!
[2] Von M. unterstrichen.

fällt eine Entscheidung: Es ist so, es ist nicht so. Dem Misologen aber ist es die Heranbringung der Beziehung zur Wahrheit an den Urteilsbegriff, die ihn völlig problematisch macht. Logik werde zu einer ethischen Wissenschaft, die ein Sollen vorschreibt. (S. 349.) Die Wirklichkeitswelt (wie weiß auf einmal M. etwas von dieser?) kennt kein Sollen!

Wir vernahmen oben, Gott sei ein Phantom, auf S. 351 wird die Allwissenheit eine ungeheuerliche Phantasie genannt. Ohne Beweis wird S. 354 behauptet, Aristoteles habe Erkenntnisgrund und Wirkungsursache zusammengeworfen. Dem Leser genüge es, wenn wir auf 71 b 9 der Werke des Stagiriten verweisen.

Der Begriff des Seins ist dem Misologen „das Bild vom Schatten eines Esels, den wir als eine Null kennen". (S. 356.)

Da M. nur Assoziationen kennt, leugnet er konsequent die Anwendbarkeit des Begriffs vom Grund auf den Zusammenhang von Erkenntnissen. (S. 360.)

Von Hegels idealistischer Definition der Wahrheit als Übereinstimmung eines Inhalts mit sich selbst meint M., aus solchen Worten sei nur der Galgenhumor des Denkens über seine eigene Armut herauszuhören. Wahrheit kennt eben weder der Begriff und Gegenstand identifizierende logische Idealismus noch der positivistische Phänomenalismus, der den Gegenstand mit dem Sinneseindruck zusammenwirft.

„Die wirklichen Ursachen unserer Sätze sind nicht Gründe, nicht schallende Worte, sondern die Sinnesempfindungen, oder das Unerkennbare, das die Sinnesempfindungen erzeugt." (S. 364.) Erzeugt? Also doch verursacht? Ist nicht Ursache Wortschall? Man sieht, der Sensualist kann den Mund nicht öffnen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten.

Kindisch ist die Art, wie M. den Ausdruck: Widerspruchsprinzip bemäkelt. (S. 369.) Nun sage man: Grundsatz des zu vermeidenden Widerspruchs! Schließlich räumt der Kritiker mit diesem Prinzip selbst auf — mit Gründen, (!) die aller Logik spotten, verfährt aber dabei als konsequenter Positivist, indem er zugleich dem Weltformelphilosophen Hegel die Hand reicht. (S. 373.) Die folgende Erörterung beruht auf der falschen Annahme, daß der Widerspruch zwischen Begriffen (Gott — nicht Gott) statt-

finde, wogegen Aristoteles und mit ihm die Scholastik nur von kontradiktorischen Urteilen reden und als Beispiel des kontradiktorischen Gegensatzes immer Sätze anführen. (Vgl. 11 b 23.) Der Widerspruch entsteht, wenn dasselbe von demselben gleichzeitig und in derselben Beziehung bejaht und verneint wird.

„Augenblicklich leblos wäre unsere Sprache, eine sinnlose Lufterschütterung, wenn hinter dem Inhalt der Worte nicht ihr Umfang, die Einzelvorstellungen, bereit wären.“ (S. 384.)

Daß Kreisbilder in der Logik nichts beweisen (S. 388), brauchen wir uns nicht erst von M. sagen zu lassen. M. verwirft die unmittelbaren Schlüsse der neueren Logik; die Scholastik redete auch nicht von Schlüssen, sondern von Eigentümlichkeiten der Urteile (Konversion u. dgl.).

Verhaßt ist dem Misologen die „Notwendigkeit“, in der sich Aristoteles „nach seiner verhältnismäßigen Unschuld wohl eine Art Gottheit dachte, die . . . in ihrem freien Willen überlegt, ob sie ja oder nein sagen solle“. (S. 391.) Das richtige Wort für solche Ergüsse M.s zu finden, überlassen wir dem Leser.

Den Beweis, daß der Syllogismus immer schon den Schlußsatz voraussetze,[1] führt M. mit Hilfe seines „Kerls im Wirtshaus“ (eines würdigen Genossen des Hanswursts), der den Schluß, der Mars sei abgeplattet, weil er ein Planet, jeder Planet aber abgeplattet sei, verhöhnt, weil man ja davon schon ausgegangen. (S. 394.) Der ebenso abgeschmackte als einfältige Spott sowie die gesamte Polemik gegen die deduktiven und induktiven Schlüsse übersieht und will nicht zugeben, daß die echte Induktion die Mittelbegriffe liefere, der Mittelbegriff aber als das wahre Vehikel der Erweiterung des Wissens die Ursache (nicht auschließlich die wirkende!) enthalten müsse. M. verwirft diese Theorie (S. 397), denn für ihn ist „der Begriff der Ursache ein mythologischer Begriff und ebenso der Begriff der Naturgesetze“. (A. a. O.)

M. bestreitet, daß die Logik den Neptun „erschlossen“. „Unsere alten zuverlässigen Sinne haben ihn wahrgenommen,

[1] „Seit St. Mill kann diese Unfruchtbarkeit der Schlüsse als bewiesen angenommen werden.“ (S. 392.) Wie als bewiesen? Kann man beweisen, ohne zu schließen?

wenn auch indirekt." (S. 405.) Fürwahr eine starke Leistung dieses indirekte Wahrnehmen! Der Sensualist mag dafür M. zum König krönen! Die Logik macht freilich keine Neptune, aber sie vermochte seine Existenz mittels realer Daten trotz M. zu erschließen.

Obgleich die „neuere Psychologie" dem Denken das unlösbare Rätsel aufgibt, wie sich Schwingungen in Farbenempfindungen umsetzen (sic p. 408), so hat doch diese Psychologie „keinen Zweifel darüber gelassen, daß unsere Sinneswahrnehmungen unmittelbar gar keine Nachrichten von einer Außenwelt geben". Wäre es aber nicht vernünftiger, das Rätsel gleich in einer farbigen Außenwelt anzuerkennen (falls diese wirklich ein unlösbares Rätsel sein sollte) und sich so mit der natürlichen Überzeugung in Übereinstimmung zu setzen, als ein Rätsel zu schaffen und — einmal dem gesunden Verstande, der Natur selbst, entfremdet —, von Etape zu Etape dem unnatürlichsten Idealismus zur Beute zu werden?

Diese Frage möchten wir allen Verfechtern der Subjektivität der sensiblen Qualitäten zur ernsten Erwägung vorlegen.

Die Selbstironisierung, die in der Äußerung liegt, seine bisherige Darlegung sei leider selbst so logisch gewesen, daß es vielleicht gut sein werde, die Beispiele zu vermehren, deckt nur aufs neue den Widerspruch auf, der im Verfahren M.s liegt, durch Schließen die Ohnmacht des Schlusses zu beweisen, um so mehr als M. kein Mittel kennt, eine Induktion vollständig zu machen, um durch sie zu einer allgemein gültigen Wahrheit zu gelangen. Wenn die vorgebrachten Beispiele etwas beweisen, so ist es gerade das Gegenteil; denn der Schlußsatz muß allerdings bekannt sein als Problem, mitnichten aber als Erkenntnis. Ich frage: ist Tapferkeit lobenswert? Wer dies nicht unmittelbar einsieht, versucht eine mittelbare Vergleichung und bedient sich des Mittelbegriffs: Tugend. Schlüsse sind eben ein Erkenntnismittel für diskursives Denken, wie es das menschliche ist, das weder, wozu M. es macht, auf der Stufe tierischer Anschauung steht, noch sich des Vorzuges der Intuition eines reinen Geistes erfreut.

Denselben Aristoteles, der an der „Dummheit" der platonischen Ideen festhielt, der sonst als Pedant hingestellt wird, nennt M. (S. 423) „den weisesten Mann in

der Geschichte der Philosophie“. Was sind dann die „großen Philosophen“ Hume, Darwin und Konsorten?

Völlig verkehrt ist die an der Reduktion ausgeübte Kritik. (A. a. O.) Ob wir sagen oder nicht: „Einiges Blaue ist Himmel“, ist für die Logik gleichgültig; sie hat es nicht mit dem Tatsächlichen, sondern mit dem zu tun, was in der Form unseres Denkens explicite oder implicite gegeben ist. Auch hier begegnen wir dem burschikosen und läppischen Beispiel vom Käse und Kas des „Kerls im Wirtshaus“. (S. 424.)

Vergessen wir nicht die Summe M.scher Weisheit: „unser gesamtes Denken sei unlogisch, sei nur Sprache oder (!) Erinnerung an Sinneseindrücke“. (S. 431.)

M. weiß von Sprachen, die vom Nomen, Verbum und Adjektiv nicht viel (also doch etwas?) wissen und nennt das Chinesische. Die Chinesen dächten nicht unlogischer als wir. (S. 433.) Gewiß nicht! Ihre Logik ist die nämliche wie die unsrige und die aller vernünftigen Wesen. Dasselbe gilt von den „Redeteilen“, wie sich der Leser aus der Grammatik v. d. Gabelentz', S. 328 ff. überzeugen kann.[1]

„Wenn die Prämissen mitsamt der Schlußfolgerung schon im Begriff mit eingeschlossen sind (und das wissen wir), und wenn der Induktionsschluß aus partikulären Urteilen der Begriffsbildung vorausgeht, so stellen sich die tatsächlichen Gehirnvorgänge dem Schlußgesetze, »es folge nichts aus partikulären Urteilen mit der besseren Wahrheit« gegenüber: all unser Denken folgt aus partikulären Urteilen.“ (S. 435.)

Dieser einen Millschen Gedanken ausdrückende Satz ließe sich deutlicher so fassen: Wenn all unser Denken im Grunde nur eine Kombination von sinnlichen Eindrücken ist — und es ist so, denn ich habe recht — so gibt es kein Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besonderen, sondern nur vom Besonderen zum Besonderen. Punktum! Mill und Mauthner sind große Philosophen! Doch halt! Wir sind noch nicht fertig. Daß das Gehirn sinnlich vorstellt, ist eine Illusion wie die gesamte Psychologie.

[1] So verschieden auch die Ausdrucksmittel sind, so sind doch die Redeteile in allen Sprachen die nämlichen, abgesehen von der mehr oder minder vollkommenen Weise in der Auffassung und Bezeichnung derselben.

Im Gehirn gibt es nur Bewegungen. Das ist der Weisheit Schluß!

Ein unseres großen Sprachkritikers würdiges Beispiel sei hier notiert: „Aristoteles war der weiseste Mann aller Zeiten, der weiseste Mann aller Zeiten war der Lehrer Alexanders, also war Aristoteles der Lehrer Alexanders.“ „Aristoteles war der eitelste Pedant des Altertums, der eitelste Pedant des Altertums war der Lehrer Alexanders, also war Aristoteles der Lehrer Alexanders.“ M. setzt diese Kindereien auf das Konto der Logik, sie beweisen aber seine absolute Unfähigkeit, die Lehren der Logik, unter anderen die Bedeutung des Mittelbegriffs, zu verstehen und seine völlige Verranntheit in einen Sensualismus, der ihn konsequent zur Stummheit des Tieres verurteilen müßte.

Eine Frucht M.scher Misologie, des Hasses gegen die Vernunft ist das „Geheimnis der Assoziation des Widerspruchs“. Hier rächt sich die beleidigte Logik an ihrem Verächter, der nicht begreifen kann, warum man das Merkmal weiß im Begriffe (? im Wesensbegriff? M. kennt keinen solchen) fallen lassen muß, sobald man schwarze Schwäne erblickt. (S. 448.)

Daß man seit Descartes vielfach an Stelle der Logik Psychologie und Methodenlehre zu setzen sucht, wissen wir. Auch M. will die formale Logik, die er nur pietätloser bekämpft habe, durch eine Methodenlehre ersetzen. (S. 452.) Als ob noch von Psychologie und methodischem Denken auf einem Standpunkt die Rede sein könnte, der nur von Sinneseindrücken und Gehirnbewegungen wissen will.

Wertlos wie die Deduktion ist auch die Induktion, „weil sie von den Sinneseindrücken hinweg nicht zu Erkenntnissen, sondern nur zu Erinnerungen oder Worten führt“. (S. 458.) Das Bestreben der Wissenschaft geht dahin, „das Wort, d. h. die Erinnerung an die Einzelfälle, zur Ursache der Einzelfälle zu machen.“ (S. 460.) „Das Ausbleiben des Todes (ist gesagt zur Erläuterung des Satzes: der Mensch ist sterblich) wäre ein solches Wunder, eine solche Sprachwidrigkeit (!) gewesen, daß jeder solche Fall einer Gegeninstanz gewiß im Gedächtnis der Menschheit verwahrt worden wäre.“ (S. 465.) Der Grund der Induktion besteht in nichts anderem als in der Bequemlichkeit unseres Gehirns, in der größeren Leichtigkeit oder Passierbarkeit schon benützter Nervengleise für

gleiche Sinneseindrücke.“ Man sieht aus dieser Äußerung wiederum, wie der Positivismus maskierter Materialismus ist.

„Induktion führt nur zu Worten, nicht zu Beweisen.“ (S. 468.)

Von dem Manne, der das Naturgesetz des Jahreswechsels erkannte, d. h. das „Wort“ erfand, zweifelt unser „Philosoph“ nicht, daß „er für seine Neuerung von den Pfaffen seiner Zeit zu Tode gemartert worden“. Dem Hasse gegen die Pfaffen macht der Misologe auch an anderen Stellen Luft.

Der Misologe ist bescheiden. Man lese und bewundere! „Die Behauptung, daß Induktion mit Abstraktion identisch und nur Wortbildung sei, wird eben erst von mir aufgestellt.“ (S. 477.) Was Aristoteles über das Wesen der Induktion lehrte, ist für uns wertlos geworden. (Ebd.) „Wenn er gar dem Sokrates die Erfindung der Abstraktion und der Induktion zuschreibt, so ist das für uns leerer Wortschall; beinahe tausend Jahre müsse man überspringen, um auf praktische Induktionen zu stoßen, wenn auch dann noch nicht auf ihre Theorie.“ (A. a. O.) Ich frage, was ist für M. nicht leerer Wortschall? Wortschall ist ihm einfach alles außer den Sinneseindrücken, und diese sind Täuschung. Was aber Aristoteles und die Induktion betrifft, so hat der griechische Philosoph das Wesen der Induktion richtiger erfaßt als alle englischen Empiristen, indem er sie als die Methode, die Mittelbegriffe (d. h. die Ursachen) zu finden erklärte. Wo ein Beispiel genügt, fallen in gewissem Sinne wohl Abstraktion und Induktion zusammen, so daß also in diesem Falle M. nichts Neues sagt, abgesehen von dem sensualistischen Nonsens, daß Induktion nur zu Worten führe.

Gesetz und Begriff sind nur verschiedene Auffassungen unserer Worte. (S. 482.) Nach seiner (M.s) Auffassung können sich Philosoph und Naturwissenschaft vereinigen, freilich nur im Zweifel an der Erkenntnis selbst, in der Resignation, wie Hamlet und Laertes gemeinsam in das Grab Ophelias springen: ein ganz unpassendes Bild, das wohl geistreich sein soll.

Eine Bestätigung der immer aufs neue einzuschärfenden geschichtlichen Wahrheit, daß der Abfall von der phil. perennis, der aristotelisch-scholastischen Philosophie zu einem ruhelosen Schwanken zwischen Sensualismus

(Materialismus) und idealistischem Rationalismus führe, liegt in den Worten des Misologen: „Da es für die letzten Dinge jedesmal zwei entgegengesetzte Hypothesen gibt, wie denn darwinistischer Materialismus und der transzendentale Realismus der Idealisten einander durchaus gleichberechtigt sind“[1] usw.

Die Geometrie soll es nur mit Sinneseindrücken zu tun haben. (S. 493.) Somit würde sie nichts beweisen, am individuellen Beispiel nicht die allgemein gültige Wahrheit demonstrieren! M. hat vom Wesen der Geometrie eben keine Ahnung. Kühn wie immer behauptet M.: „Die Teleologie ist endgültig (!) abgetan durch die Unsächlichkeit (! welche?).“ „Newton brauchte, wenn er sich mit der Geschichte der Wissenschaft verglich, nicht bescheiden zu sein.“ (S. 497.) Nein, so wenig als Mauthner, dessen „Blick auf den Grad der menschlichen Erkenntnisfähigkeit“ zu der „bescheidenen“ Klage führt, „daß auch die Gravitation nur eine Hypothese sein könne, ein vorläufiges Wort“. Also eine „ungeheure Geistestat Newtons“, wie M. sie nennt, nichts anderes als ein „vorläufiges Wort“. Warum nicht? Ist doch der Mensch selbst nach S. 499 eine Hypothese, eine Hypothesen spinnende Hypothese!

Besser befreunden können wir uns mit dem „Vielleicht ist Atom nur eine Gewichtseinheit“ (S. 507); denn das Atom als Wesenskonstitutiv des Körpers gedacht ist sicherlich unhaltbar. Das „Wasser der Diamanten“ (S. 509) dürfte sich einfach als Glanz im Sinne des Goetheschen „feuchtverklärten Blau“ erklären; bedeutet doch im Persischen dasselbe Wort (āb) Wasser und Glanz.

„Es gehört zum Wesen der Sprache, durch gemeinsame Bezeichnung ähnlicher Erinnerungen das Gedächtnis zu entlasten.“ (S. 514.) Mit dieser Auffassung sinkt M. unter den Terminismus, der milderen Form des Nominalismus herab.

Der schärfste Ausdruck des Phänomenalismus liegt in den Worten: „Die Menschensprache wäre philosophischer, wenn sie überhaupt keine Substantiva besäße.“ (S. 517.)

Über den gegenwärtigen Zustand der Botanik lesen wir: „Auch in der Botanik ist gegenwärtig das vorläufig letzte Wort der Erkenntnis (?) diejenige Selbsttäuschung, (!) die wir als die Hypothese des Darwinismus kennen.“ (S. 524.)

---

[1] Von mir unterstrichen.

Der ganze Ingrimm des Logoshassers schäumt in dem Ergusse, zu welchem ihn die Erwähnung des „Neovitalismus“ Gelegenheit bietet. „Dennoch erschienen sie (die Neovitalisten) den Mechanisten insofern mit Recht als Reaktionäre, als die geistige und politische Reaktion sich immer und überall jeder skeptischen Regung bemächtigt, um aus dem Bekenntnis des Nichtwissens nichtswürdig, schamlos oder dumm (Freund, du wirst grob, bist also wohl im Unrecht!), Kapital zu schlagen für den Glauben an die wohlgepfründete Staatsreligion. Diese Infamie darf uns aber von dem Bekenntnisse unseres Nichtwissens nicht abhalten; der Mut des Bekenntnisses wird dadurch nur noch größer. Wie weit einzelne Bekenner und Verfechter des Neovitalismus selbst vom Gegner aller Wahrhaftigkeit (glaubt M. an den Vater der Lüge?) bestochen sind, mag deren persönliche Angelegenheit bleiben.“ (S. 529.) Wir wollen dem mutigen Bekenner Mauthner, der fürderhin Muthner heißen sollte, ein Geheimnis verraten; diese Neovitalisten sind wirklich von den Pfaffen, ja von leibhaftigen Jesuiten bestochen. Dies ist um so glaubwürdiger, als, wie uns M. versichert, „aus dem schleierhaften Begriff der Entwicklung die progressive Tendenz oder ein Schöpfungsplan“ aufs neue hervortritt. (S. 534.)

Darwins „bleibendes Verdienst ist, daß er im Geiste (sollte heißen: in der geistfeindlichen Weise) seiner Landsleute Bacon und Mill alles ahlehnte, was nicht aus unserer Erfahrung stammt, daß er nach besten Kräften die Ideologie des Mittelalters bekämpfte, welche in Deutschland nach dem Eindrucke unserer weltberühmten Philosophie unausrottbar erscheint“. (A. a. O.)

Trotzdem sind wir nach M. berechtigt zu „empfinden“, daß die deutsche Philosophie über der englischen stehe, da sie auf der Ahnung gründet, „es sei der menschliche Verstand ein dummer Kerl und die Welterkenntnis müsse sich über die Kenntnisse des Verstandes erheben“. (S. 535.) Wir haben also wohl Recht, wenn wir die Verwandtschaft des phänomenalistischen Positivismus mit dem weltformelerforschenden rationalistischen Idealismus betonen. Sucht doch auch der Positivist Taine nach der Weltformel als dem höchsten Ideal der Wissenschaft. Also heben wir Hegel auf den Schild, der in dieser Beziehung das Menschenmögliche geleistet hat!

Vortrefflich ist das Geständnis: „Es ist nicht wahr,

daß unsere (der Modernen wohlweislich seit Descartes und Bacon!) Erkenntnis sich vertieft hat; nur vermehrt haben sich unsere Kenntnisse." (S. 548.)

Die Schwierigkeiten des Gravitationsbegriffs, den M. so sehr betont und als die genialste Beobachtung (?) des Menschengeistes preist (S. 549), mißbraucht er, um gerade an ihm die Ohnmacht des Denkens und den Trug der Sprache, die uns kausales Erkennen vorgaukle, zu veranschaulichen. (S. 551.) Der bescheidene Mann redet hier von den Phantastereien Keplers (S. 551), dessen Entdeckungen doch im Grunde schon die Theorie Newtons enthielten, aus denen Newton seine Schlüsse zog.

M.s Bewunderung N.s ist falsche Münze. Sie „resigniert nirgend trauriger als vor der Unsterblichkeit dieses Mannes". „Nicht lustiger Spott, sondern traurigste Wahrheit soll es sein, wenn ich das Wesen dieses höchsten unter den bisher entdeckten Naturgesetzen zu erkennen suche aus dem albernsten Spasse, der alltäglich mit begriffsstützigen Schülern getrieben wird." Kurz: „Gravitation ist ein Wort, wie der horror vacui, und die Weisheit Newtons ist in dem Satze zusammengefaßt: Gravitation ist, wenn etwas schwer ist oder fällt." (S. 557.) Was ist hierauf zu sagen? Wir kennen das Gesetz, wenn auch das Wesen der wirkenden Kraft uns verborgen ist. Für M. aber gibt es weder Gesetz noch Kraft noch Substanz!

„Der Materialismus hat das gewaltige Verdienst, die theologischen Mauern eingerannt zu haben." (A. a. O.) „Als Weltanschauung ist er die platte Dummheit." (S. 558.) Das letztere ist zweifellos wahr. Aber hat M. das Recht, von Dummheit zu reden, wenn er folgenden Nonsens schreibt: „Wohl hat noch kein Lebendiger einen Beweis gefunden für das Dasein einer Außenwelt, aber physisch gehören wir selbst zu ihr." (A. a. O.) Er weiß also, daß wir einer Außenwelt angehören, und meint zugleich, daß das Dasein dieser Außenwelt eines Beweises bedürfe, und dies, nachdem er „bewiesen", daß alles Beweisen Wortschall sei. In diesem Unsinn ist nicht mehr Methode!

Psychologie ist „vielleicht . . . ein Wortgebäude, aus Lautzeichen entstanden, mit denen die Nervenbahnen es sich bequem machen wollten". (S. 558.) Dem Misologen zerfließt schließlich auch das psychische Phänomen, an dem nach positivistischer Ansicht doch das physische haften soll. Doch wie? Führt sich nicht das psychische

ebenso gut auf des physische Phänomen zurück, die Empfindung auf Bewegung? Das Resultat wäre also Nihilismus, und wiederum würden sich Idealismus und Positivismus die Hand reichen.

Der Misologe kommt auch auf die Neuscholastiker zu reden. Wir wollen das Pasquill tiefer hängen, indem wir zugleich bemerken, daß ein günstigeres Urteil aus diesem Munde uns die ernstliche Frage nahegelegt hätte, ob wir uns auf dem rechten Wege befinden. Also hören wir! „Die Neuscholastiker, die sich . . heute noch Philosophen zu nennen lieben, stehen darum so abgrundtief unter diesen hervorragenden Geistern (die großen Philosophen von Platon[1] bis auf Kant nämlich), weil sie von der Naturerkenntnis der Gegenwart[2] absehen oder nichts wissen und ihre Gebäude aus toten Symbolen und toten Abstraktionen vergangener Zeiten errichten, wie Immermanns Münchhausen Häuser errichten wollte, zu denen er aus Luft gepreßte Ziegel nahm. Die Streitigkeiten dieser Philosophen um die toten Begriffe des Aristoteles und die schlechtesten Begriffe von Kant erinnern mich immer an die Schmerzen, welche Leute, denen man ein Bein abgeschnitten hat, in den Nervenenden des abgeschnittenen Gliedes empfinden sollen.“ Weiterhin heißt es dann, nicht Schelling und Hegel, sondern Männer wie Darwin sollten die Philosophen des 19. Jahrhunderts genannt und mit Platon und Kant verglichen werden. (S. 563.) Lassen wir dem Misologen den großen Philosophen Darwin! Die Vergleichung mit Platon wollen wir nicht kennzeichnen, da das Wort zu scharf klingen würde. Die Flegeleien gegen die Neuscholastiker aber erklären wir uns daraus, daß der Misologe instinktiv fühlt, sie seien die einzigen ernstlich zu nehmenden Gegner seiner tollen Sprachkritik. Denn mit den formelkramenden Systemen des deutschen Idealismus von Fichte bis Hartmann glaubt er nicht ganz mit Unrecht sich leicht auseinandersetzen zu können.

Wie ein Lichtblick in finsterer Nacht taucht der Satz auf: „Er (Kekulé) weiß, daß die Proportionalzahlen den Wert von Tatsachen haben, daß alle Angaben über stoffliche Atomgewichte auf Hypothesen beruhen.“ (S. 567.)

---

[1] Man erinnere sich an die „Dummheit“ der platonischen Ideenlehre!

[2] Derselbe M. verhöhnt den Gravitationsbegriff, indem er, wie wir sahen, das Wesen desselben aus dem „albernsten Spasse“ zu erkennen sucht.

„Was wir Naturgesetz nennen, ist nichts weiter als unsere Seelenstimmung gegenüber den in uns entstandenen induktiven Begriffen oder Worten.“ (S. 575.) „Die Gespenster der Ursächlichkeit und der Notwendigkeit sind auch für uns noch hieb-, stich- und kugelfest. Das Gespenst der Gesetzmäßigkeit aber verschwindet, sobald wir es fest und furchtlos angesehen haben.“ (S. 578.)

Traurig gestimmt ist der Misologe, weil er es erleben muß, daß die von Darwin hinausgeworfene Teleologie (anderwärts ist gesagt, im Darwinismus stecke die sublimierteste Teleologie) „in langsamer Arbeit wieder hereingeschmuggelt wird, wie wir es bei den letzten Kongressen der Naturforscher erleben konnten. Dogmatismus hüben und drüben. Und vielleicht ist Häckel (!) der wortabergläubischere, der unbelehrbare Dogmatiker. (S. 590.)

Die zweckmäßig schaffende und gestaltende Gottheit kann sich M. nur mit einem ungeheuren Menschengehirn vorstellen. „Sowie die neuesten Reaktionäre wieder den Zweckbegriff in die Naturbetrachtung einführen, müssen sie ohne Gnade (wie grausam!) etwas wie einen menschenähnlichen Gott mit einem ungeheuren Menschengehirn an den Anfang stellen.“ (A. a. O.) Wie könnte es anders sein, da der große Sprachkritiker es behauptet und auch beweisen würde, wenn nicht alles Beweisen Wortschall wäre?

Wie ein liebes Kind hätschelt der Misologe den Darwinschen „Zufall“. Er ist ein Zufall besonderer Art. „Man wird darüber nicht im Zweifel sein, wenn man an die Maschinen denkt, bei denen die Fachleute wirklich im Zweifel sind, ob ihr Entstehen dem Zufall oder einer Absicht zu danken sei.“ (S. 594.) Was für Maschinen (!) wohl M. meint? Etwa wie Beile oder Messer zugeschliffene Steine? Übrigens mag, wer wie M. die Einheit des Organismus leugnet und etwa die Beine des Hundes, statt mit dem Kopfe, mit dem Boden, auf dem er liegt, mit gleicher Berechtigung zu einem Ganzen zusammenzufassen versucht sein könnte, die Entstehung zweckmäßiger Gebilde dem Zufall zuschreiben. Denn Aggregate von Atomen, die sich völlig gleichgültig gegeneinander verhalten, könnten ja schließlich einmal zu einem zweckmäßig scheinenden Ganzen sich verbinden!

Deutlich erklärt M., um was es sich für ihn handelt, indem er sagt: „Wollen wir Ernst machen, die uralte

Vorstellung von einer allweisen Schöpfermacht aufzugeben, so müssen wir auch endlich den sublimierten Zweckbegriff der Darwinisten fallen lassen.“ (S. 597.) „Die Ordnung der Welt, die uns bald als Notwendigkeit, bald als Zweckmäßigkeit erscheint, ist Orientierung unserer Aufmerksamkeit.“ (S. 601.)

Der Positivismus hat in H. Spencer seinen Systematiker gefunden. Ihm spendet der Misologe das ebenso charakteristische als zweideutige Lob, daß „wir für gewöhnlich seine Bücher so lesen, als ob sie gar nicht durch Sprache vermittelt wären, als ob dieser Heros des Aperçu mit uns zwischen Bergen von Einzeldingen umherginge und stumm mit seinem Finger auf Ähnlichkeiten zeigte, die vor ihm noch kein Mensch beobachtet hatte.“ (S. 608.)

Charakteristisch ist dieses Lob, weil der Positivist konsequenterweise verstummen müßte, zweideutig, weil ein Wandel zwischen Einzeldingen nicht der Gang der Wissenschaft sein kann.

M. vergleicht den englischen Positivisten mit Aristoteles. Dagegen müssen wir protestieren. Der Grieche schreitet nicht von Abstraktion zu Abstraktion, wie der mit leeren Worten wie „Evolution, Integration“ (S. 609)[1] spielende Brite, der also tatsächlich mit abstrakten Formeln operiert, während der Stagirite nach den realen Ursachen forscht und schließlich zu dem konkreten Begriffe eines ersten Bewegers, einer selbstbewußten allmächtigen Intelligenz gelangt. Die eigene Kritik, die M. an Spencer übt, beweist nur, daß der Sensualismus eines Locke, Mill, Darwin stets auf dem alten Flecke bleibt und ewig den Stein des Sisiphus wälzt. Übrigens ist auch Spencer der alten Überschätzung der Sprache zum Opfer gefallen! Und der Sprachkritiker ist darüber zu Tode erschrocken und fragt sich „mit einem unaussprechlichen Gefühl schaudernden Ekels“, worin er selbst der Narr der Sprache sei, während er sie zu meistern suche. Aber „standhaft wie ein Esel im homerischen Bilde“ will er seiner Aufgabe treu bleiben selbst einem H. Spencer gegenüber. (S. 610.)

Diese Standhaftigkeit geht aber weiter bis an die äußerste Grenze. An die Stelle des scholastischen Nominalismus, der bei der Realität des Individuums Halt gemacht

[1] Man vgl. die a. a. O. von M. mitgeteilte langatmige und nichtssagende Erklärung von „Evolution“.

hat, muß ein erkenntnistheoretischer Nominalismus treten, der die Schule von Locke und Hume und Kant nicht vergessen und sich von irdischen, kirchlichen Sorgen befreit hat. (S. 621 f.)

Allerdings dieser „reine und konsequente Nominalismus, der niemals von Nominalisten ausgesprochen wurde, der ihnen wahrscheinlich nur von boshaften Gegnern in den Mund gelegt worden ist, die Lehre, daß sämtliche Begriffe oder Worte des menschlichen Denkens nur Luftausstoßungen der Menschenstimme seien,[1] der konsequente Nominalismus, nach welchem die Erkenntnis der Wirklichkeit dem Menschengehirn ebenso versagt ist, wie dem Chemismus einer Steinoberfläche, dieser reine Nominalismus, der trotz aller Naturwissenschaften an der Erkenntnis des Falls oder der Farbe oder der Elektrizität ebenso ruhig verzweifelt wie an der Erkenntnis des Bewußtseins, dieser erkentnistheoretische Nominalismus ist keine beweisbare Weltanschauung".

Dieser „Nominalismus macht ein Ende mit dem Denken und mit dem Dichten und fühlt darüber hinaus mit einem neuen Schauder der Menschheit, daß Farbe oder Ton, die Überbleibsel (!) seiner Weltbetrachtung, ein Spielzeug für Kinder sind, das die Zufallssinne (ein Lieblingsbegriff oder Lieblingswort des Misologen) dem Menschen in die Wiege gelegt haben". (S. 626.)

Der Skeptiker hat indes auch mystische Anwandlungen. „Die ganz großen Skeptiker waren zugleich Mystiker." (S. 627.) Mag doch der Positivist dem x, das an unsere Sinne pocht, einen beliebigen Namen geben und dahinter selbst eine Gottheit vermuten — oder träumen! Doch hinwiederum: „es ist in aller Logik tief Theologie begründet (welch ein Zugeständnis!), was allein beweisen würde, wie töricht Logik ist." (Wie töricht von Mauthner und aufrichtig zugleich!) (S. 630.)

Die letzte Konsequenz des Positivismus ist Verstummen, wie die Sehnsucht des Mystikers, der nach einer sprachlosen Verbindung von Seele zu Seele sich sehnt. (S. 639.) Die Griechen haben für die Resignation des Skeptikers neben anderen Bezeichnungen auch die: Aphasie. (S. 641.)

Der Misologe persifliert sein eigenes Verfahren, indem er den Versuch, das Denken durch Denken zu kritisieren

[1] Von mir unterstrichen.

und mit Hilfe der Sprache die Sprache zu untersuchen, mit dem eines Physiologen vergleicht, der lebendigen Leibes sein eigenes Gehirn bloßlegen wollte. (S. 642.) Gleichwohl „mußte auch einmal der letzte Versuch gemacht werden, das nackte Wort zu betrachten in seiner ganzen Blöße, eine Kritik zu wagen der Sprache, das Wort zu sehen, das Wort des Inhalts und das Wort der Fassung“. (S. 644.) „Wenn wir das deutlich begreifen, daß die fünf Tore unserer Sinne zufällige Schöpfungen sind, wie Breschen, die feindliche Kugeln in eine Mauer geschossen haben, so erkennen wir erst völlig den Jammer unseres Mühens um Erkenntnis.“ (S. 647.)

Gegen den Vitalismus hat der Misologe deshalb nichts einzuwenden, weil dies ja doch nur ein gewisse Erscheinungen zusammenfassendes Wort sei. (S. 649.) Freilich müßte dies anerkannt werden, wenn nicht Reaktion und Pfaffentum triumphieren sollen!

Den schreienden Widerspruch seiner gesamten „Sprachkritik“ konstatieren die Schlußworte gleichsam in Frakturschrift: „Das wäre freilich die erlösende Tat, wenn die Kritik geübt werden könnte mit dem ruhig verzweifelnden Freitode des Denkens oder Sprechens, wenn sie nicht geübt werden müßte mit scheinlebendigen Worten.“[1] So wären wir also glücklich auf dem Standpunkte des stummen Tieres angekommen!

Man wirft uns vielleicht ein, daß wir der Arbeit Mauthners eine Beachtung geschenkt haben, die ihr nicht gebührt. Dieser Einwand trifft nicht zu. Fritz Mauthners Sprachkritik ist ein vollkommen berechtigtes Glied in der Selbstauflösung der modernen Philosophie, die von zwei Seiten her, der idealistisch-rationalistischen und der empiristisch-sensualistischen an derselben Grenze angelangt ist — dem absoluten Skeptizismus und Nihilismus.

Fritz Mauthner wird wohl derselbe Schriftsteller sein, der unter dem Titel „Nach berühmten Mustern“ eine Reihe mitunter köstlich persiflierender Nachahmungen (wir erinnern unter anderem an Mirza-Schaffy) herausgegeben und die Rolle des Spottvogels (des bekannten Spötters) vortrefflich zu spielen wußte. Wir möchten ihm raten, trotz seiner ungeheuren Belesenheit auf sprachwissenschaftlichem,

[1] Von mir unterstrichen.

naturwissenschaftlichem und philosophischem Gebiete bei diesem Spötterberufe zu bleiben, dagegen die Hand zu lassen von einer Kritik der Sprache, des Denkens und der Logik: einer Kritik, die sich in den denkbar schreiendsten Widersprüchen bewegt und zuletzt alles Verstehen und jeden Sinn, also auch seiner geistreichen Spöttereien als reine Illusion erklären müßte. Denn disputiert man einmal das Zwischenglied von Sensation und Wortschall — den Sinn der Worte, die allgemeinen Begriffe — hinweg, so bleiben eben nur die unmittelbaren, untersprachlichen, individuellen Sinneseindrücke und der sinn- und gedankenlose Schall der Worte zurück. Warum schreibt dann Fritz Mauthner dickleibige Bücher, wenn er uns im Grunde nichts anderes mitzuteilen vermag als die Sinneseindrücke von — Druckerschwärze?

DE PHILOSOPHIA CULTURAE.

SCRIPSIT

AUGUSTINUS FISCHER-COLBRIE,

S. THEOL. DR., PROTONOT. AP. AD INST. PART., PRAELATUS DOM. SS.

(Sequitur. Cf. vol. XVII. p. 455. et XVIII. p. 63.)

Cap. VIII.

De progressu culturae.

Summarium: 1. Definitio progressus. — 2. Quaestio, utrum semper obtineat. — 3. Optimismus moderatus: Ratio cosmologica. — 4. Ratio ethica. — 5. Ratio psychologica. — 6. Ratio historica. — 7. Ratio theologica naturalis. — 8. Ratio theologica supernaturalis ex antiquo Test. — 9. Eadem e Novo Testamento. — 10. Ideale Christianum progressus. — 10. Solatium e doctrina Christiana de progressu.

1. *Definitio progressus culturae.* Progressus culturae est successio status perfectioris post imperfectiorem; quae perfectio autem mensurari debet secundum criteria capite VI. exposita.

Progressus possibilis est in cultura obiectiva et obtinet, si bona cuiusdam societatis culturalia crescunt; item